

„Ich wollte hier Ministerpräsident werden“

SPIEGEL-Reporter Jürgen Leinemann über den Wahl-Verlierer Gerhard Schröder

Die kleine Versammlung im Vorzimmer des Wahlkampfbüros von Gerhard Schröder quält sich am Sonntag mit mühsamen Witzeleien über die Runde. In 25 Minuten werden die Wahllokale geschlossen, in 40 Minuten wird der SPD-Spitzenkandidat Gerhard Schröder wissen, ob er Ministerpräsident des Landes Niedersachsen werden wird oder nicht.

Die Gesichter von etwa einem halben Dutzend seiner engsten Mitarbeiter und Freunde sind bleich, die Lippen verspannt. Da sagt Schröder plötzlich: „In etwa einer Stunde werde ich folgende Erklärung abgeben: Wir haben gewonnen, aber weil wir siegen wollten, haben wir auch verloren.“ Die Genossen starren ihn betroffen an.

Es ist fast aufs Wort genau, was er später in die Fernsehkameras sagen wird. Er hat nicht einmal eine andere Version durchprobiert. Zweckpessimismus? Resignation? Das ist gewiß dabei; vor allem aber ist es wohl jenes sichere Fingerspitzengefühl, das einen guten von einem mittelmäßigen Politiker unterscheidet. Schröder weiß es einfach: „Vor zwei Wochen war es noch anders.“

Dann kam die „Hetz- und Schmuddelkampagne der CDU“. Und mit atemberaubender Geschwindigkeit begannen die Leute die Folgen von Tschernobyl zu verdrängen. Schrecklich sei diese Zeit gewesen, sagt seine Frau Hiltrud: „Die Haut wurde immer dünner, die Gereiztheit stärker. Wir hatten nichts mehr zuzusetzen.“

Als Schröder am Nachmittag vom Haus in Immensen mit dem privaten VW-Kombi in Hannovers Innenstadt fuhr, startete er mit Unbehagen auf seine Plakate am Straßenrand: „Der neue Ministerpräsident. Der sieht morgen ganz schön komisch aus.“

Schröder hat also, als dann schon um 18.10 Uhr die ersten Fernsehhochrechnungen verkünden, daß die FDP sicher über die 5-Prozent-Hürde gekommen ist, einen Vorsprung vor all jenen, die jetzt totenstill um ihn herum in einem Saal des SPD-Parteihauses in der Odeonstraße von Hannover sitzen. Nur einer murmelt von hinten: „Was 'ne Scheiße.“

Auch Gerhard Schröder, 42, vor drei Jahren als krasser Außenseiter gestartet und für eine Weile fast schon ein Sieger, sitzt trotz seiner realistischen Vorahnungen bewegungslos in einem Bürosessel. Er saugt verloren an einer Zigarre, eine Bierflasche hängt in seiner Hand, als gehöre sie nicht zu ihm. Wie immer, wenn er in Bedrängnis ist, hält er sich mit den eigenen Armen fest umschlungen.



Ehepaar Schröder*
Träume begraben

Neben ihm ist auch seine Frau in eine Dornröschen-Starre versunken. Der SPD-Landesvorsitzende Johann Bruns starrt auf der anderen Seite des Kandidaten auf den Fernsehschirm. Dann murmelt er: „Die Grünen sind unser Unglück. Die haben die Leute zur CDU gejagt.“ Es klingt lamentierend.

Schröder könnte viel dazu sagen, es quält ihn, wie die SPD mit ihrer Abgrenzung zu den Grünen diese indirekt der CDU-Hetze ausgeliefert haben. Es quält ihn, weil er nicht weiß, wie er das hätte ändern sollen. Aber im Augenblick seiner Niederlage ist er weit davon entfernt, sich auf eine Diskussion einzulassen.

Ganz vorsichtig streicht er seiner Frau über den Nacken, nimmt sie dann in die Arme. Dann blickt er hoch zu Stefan Pely, dem stellvertretenden Chef des Bundesamtes für Verfassungsschutz, der seine Staatskanzlei hätte führen sollen,

und sagt: „Ja, Stefan, nun mußt du wohl in Köln bleiben.“ Er hat seine Träume begraben. Schnell ist Gerhard Schröder immer gewesen.

Als dann die Hochrechnungen für die SPD günstiger zu werden beginnen, der Abstand zur sich abzeichnenden CDU/FDP-Mehrheit im Landtag von Hannover auf einen Sitz schmilzt, kommt noch einmal hoffnungsvolle Unruhe auf. Auch Schröder registriert befriedigt: „Ei, das sieht schon anders aus, es läppert sich.“ Aber anders als seine Mitsreiter glaubt er nicht mehr an ein Umkippen. Er hat gewonnen, „das ist ja auch eine tolle Sache“, aber persönlich fühlt er sich vor allem als Verlierer.

„Weil es ja doch ziemlich knapp ist“, telephonierte er, bevor er in den Landtag aufbricht, dann vorsichtshalber noch mit Willy Brandt. Der warnt ihn, nur nicht allzu enttäuscht zu sein und das vor allem auch nicht zu zeigen. Schröder grimmig: „So fühl' ich mich aber, enttäuscht. Ich wollte hier Ministerpräsident werden.“

In diesem Augenblick vermag er nur mühsam die Tränen zurückzuhalten. Drei Jahre hat er für den Erfolg gestrampelt, lange hat er selbst nicht daran geglaubt, aber am Ende war er doch mit Händen zu greifen. Was sind da 5,6 Prozent Stimmenzuwachs für die Partei. Darüber wird er sich später freuen. „Los, wir gehen jetzt.“ Er will das Eingeständnis hinter sich bringen, öffentlich.

Die Spitzengenossen der Partei steigen in einen Mercedes, Schröder geht zu Fuß. Es folgt ein Dutzend seiner Freunde. Er schlendert, immer schneller werdend, durch Hannovers Innenstadt dem Landtag zu. Aus den Straßencafés folgen ihm viele Blicke, keiner klatscht Beifall, aber es spottet auch niemand. Gerhard Schröder, seine noch immer fast versteinerte Frau Hiltrud neben sich, scheint zu wachsen auf diesem Weg. Er läuft sich frei.

Er hat sein Jackett lässig über die Schulter geworfen, hält es mit einer Hand, wie wenn er noch einmal sein erstes Wahlkampfplakat nachstellen wollte. Da stand er in dieser Haltung vor seinen Wählern, und die Zeile darüber hieß: „Ein Mann, der Mut macht“.

„Sich“ haben Scherzbolde der Union oft hinzugefügt: Ein Mann, der sich Mut macht. Jetzt, da er Mut braucht, scheint er ihm mit jedem Schritt zuzuwachsen. Schröder gewinnt Format in seiner Niederlage, alles Verkrampfte, Pseudo-Staatsmännische, das ihn zeitweilig zur Helmut-Schmidt-Parodie zu machen drohte, fällt von ihm ab.

* Am Wahlabend auf dem Weg zum Landtag.

Die Photographen, die ihn vor der Treppe des Leineschlusses umdrängen, staunen, wie locker er ist. „Als wäre er der Sieger“, sagt einer. An der Treppe muntert ihn nun auch Beifall auf. Aber daß eine Genossin ihm zuruft: „Gerd, den einen Sitz schaffst du auch noch“, das hört er nicht; will er wohl auch nicht hören.

Mit einer instinktiven Sicherheit, die alte Polit-Hasen wie Peter von Oertzen geradezu in Entzücken versetzt, bewegt sich Gerhard Schröder, der noch nie verloren hat in seiner Laufbahn und der das Verlieren haßt, in dieser Situation, die Tiefpunkt und Höhepunkt seiner Karriere zugleich ist. Emotionsgeladen und doch diszipliniert, traurig und effektivvoll, macht er alles richtig. Wie in Trance findet er die rechten Worte, trifft er genau den Ton. „Politiker brauchen so was wohl, um zu reifen“, staunt der Maler Uwe Bremer, sein Freund, der für ihn eine Bürgerinitiative organisiert hat.

Schröder betont die Erfolge seiner Partei, doch weil er sein persönliches Ziel verfehlt hat, klingt er weder überheblich noch ausweichend. Er gratuliert kühl und korrekt seinem Kontrahenten Albrecht, aber er macht unmißverständlich klar, was er von den Konservativen seit den letzten drei Wochen hält: „Anständige Leute sind das nicht.“

Er vergißt nicht, die Niedersachsen-Wahl im Zusammenhang der Bundespolitik zu sehen, lobt Johannes Rau und hat auch ein paar würdige Worte für seinen „Wahlkampf helfer“ Helmut Kohl: „Daß das ein Mann ist, der sein Amt nicht kann, hat sich in Niedersachsen rumgesprochen.“

Eine Stimme fehlt im Landtag, eine nur, aber die fehlt eben. Daß er sich diese Niederlage nicht schönredet, gibt ihm an diesem Abend seine Qualität. Vergeblich versucht der SPD-Vorsitzende „Joke“ Bruns ihm klarzumachen, daß er mit einer Stimme zu wenig doch besser leben könne als mit einer Stimme zuviel. Denn käme er dann nicht im Rangeln mit den unberechenbaren Grünen in Teufels Küche? Schröder, so gefragt, starrt ungläubig: „Teufels Küche? Aber da will ich doch hin. Das ist doch ein schöner Ort.“

Er hat sein fast frivol hochgestecktes Ziel nicht erreicht. Das schmerzt, aber es lähmt ihn nicht. Seine Sympathisanten von der Wählerinitiative überreichen ihm ein paar rotlackierte Boxhandschuhe: „Damit du weiterkämpfst.“ Gerhard Schröder hat diese Aufmunterung längst nicht mehr nötig.

Schon ganz Oppositionsführer, sagt er: „Die Zeiten, wo Ernst Albrecht hier schalten und walten konnte, wie er wollte, sind endgültig vorbei.“ Die Fraktion hat ihn noch nicht zum Vorsitzenden gewählt, aber er hat sein Amt schon angetreten.

Christdemokraten dem SPD-Mann sogar die Neuauflage einer sozialliberalen Koalition zu. Ehe Rau sich auf rot-grüne Experimente einläßt, dessen sind sich seine Wahlkampf helfer Clement und Hombach sicher, vergibt er den Liberalen ihren Abfall von Kanzler Helmut Schmidt und schließt mit Hans-Dietrich Genscher, Gerhart Baum, Burkhard Hirsch und seinem alten Spezi Horst-Ludwig Riemer ein neues Bündnis.

Die Weichen dazu könnten, spekulieren einflußreiche Rau-Gefolgsleute, schon im November gestellt werden:

An Schröders Wahlsieg nie geglaubt

Dann wählt Hamburg eine neue Bürgerschaft. Würde Klaus von Dohnanyi (SPD) die absolute Mehrheit verfehlen, stünde der Hamburger FDP-Vorsitzende Ingo von Münch für eine Koalition parat.

Schröders gutes Abschneiden bei den niedersächsischen Wahlen hält dem Kanzlerkandidaten den Rücken frei gegen Kritiker aus der eigenen Partei. Auf dem linken Flügel der SPD, bei Jung- wie bei Altsozialisten, häuft sich Frust über den zu bürgerlichen Bruder Johannes. Nach Niedersachsen wird im linken Lager keine Führungsfigur, weder Oskar Lafontaine noch Erhard Eppler, es wagen, den Kanzlerkandidaten zu beschädigen oder gar seine Ablösung zu betreiben, weil er nach wie vor zu seiner Absage an die Grünen steht.

Rechtzeitig vor Niedersachsen hat sich Rau von Schröder die Zusage geholt, daß auch der erfolgreiche Brandt-Enkel bis zur Bundestagswahl alles unterläßt, was die Glaubwürdigkeit Raus in Zweifel ziehen könnte.

Die Stimmung der Grünen ist nach dem Wahltag nicht gerade rosig. Gefaßt, aber überwiegend enttäuscht, nahmen die Öko-Freunde die Stimmzählung hin. Bei den meisten war dieser Wahlausgang nicht vorgesehen: Ob, wie, zu welchem Preis man Schröder wählen, stützen, tolerieren, mit ihm koalieren könne oder wolle – das bestimmte Szenarien und Diskussionen. „Die totale Depression“ hatte Otto Schily sich selber prophezeit für jenen anderen Fall: „Wenn der Albrecht gewinnt, wandere ich aus.“ Adieu, Otto.

Auch Joschka Fischer, grüner Umweltminister in Hessen, mochte vor der Wahl an einen Sieg der Schwarzen gar nicht denken: „Wenn Tschernobyl die Machtverhältnisse nicht verändert, wäre das der fatalste Ausgang für mich, die Hoffnungen wären futsch.“

Während Schily sich jetzt „tief getroffen“ Gedanken machen will über „persönliche Konsequenzen“, hat der hessische Realo Fischer noch am Wahlabend die Kurve gekriegt: „Ich habe an Schröders Sieg nie geglaubt.“

Aber auch der grüne Minister grübelt, warum es nicht gelang, mehr zu holen. Für die meisten ist klar: Die „Goebbelsche Propaganda, die zielbewußte psychologische Kriegführung“ (Schily) der CDU habe gewirkt. Der grüne Bundestagsabgeordnete Ludger Volmer: „Der Schrecken der Angstkampagne der CDU war noch größer als der Schrecken von Tschernobyl.“ Und sein Kollege Heinz Suhr ergänzt, man habe ein bis eineinhalb Prozentpunkte in ländlichen Gebieten verloren, „weil gerade da die Hetz- und Schmutzkampagne gegen uns – zusammen mit den Wahlgewinnen aus Bonn – gewirkt hat“.

Jutta Ditfurth von der fundamentalistischen Peripherie des grünen Spektrums bedauert, daß die SPD jetzt nicht aus ihrem „Jein“ zum Atom-Ausstieg herausgezwungen wird, und sorgt sich um die hessischen Koalitionsgrünen: „Jetzt wird der Fischer da noch lascher, als er schon war.“

Der Fischer weiß, was jetzt auf ihn zukommt: „Wir werden in Hessen lange Zeit allein bleiben.“ Eine Koalition in Niedersachsen, zumindest grüne Mitbestimmung einer SPD-Politik in Hannover, hätte ihm Spielraum verschafft. Jetzt wird der Profilierungsdruck wachsen – zu Lasten der Gemeinsamkeit. Die Fundis, die – so Fischer – „nach der letzten Bundestagswahl weggekippt“ waren, könnten sich erholen und einen größeren Preis einfordern für die Unterstützung Holger Börners in Hessen.

Nur in der Erwartung, daß eine realistisch-reformerische Programmatik den Grünen wenigstens ein Stückchen Staatsmacht in die Hände spielen kann, waren den sogenannten Realos um Joschka Fischer und Hubert Kleinert, Otto Schily und Waltraud Schoppe in der Partei Mehrheiten zugewachsen.

Wo greifbar nahe schien, daß Atomkraftwerke abgeschaltet oder Autobahnen nicht gebaut würden – wie sollte da

„ . . . dann haben wir eine neue Mehrheit in Bonn“

ernsthafte Opposition gegen einen rot-grünen parlamentarischen Weg möglich sein? Manche berufsopponierende Fundis – Jutta Ditfurth, Rudolf Bahro – würden so zu Außenseitern. Selbst angesehene Partei-Ideologen wie Vorstandsmitglied Rainer Trampert akzeptierten, daß zwei Drittel der Grünen-Wähler irgendeinen Versuch des Mitregierens erleben wollen. Jetzt werden die grünen Fundamentalisten ihre Strategie wieder besser präsentieren können – mit mehr Druck und größerer Zustimmung durch die Basis: „Nur wenn die Zahl der Menschen anwächst, die eine bestimmte Politik vertreten, werden sie zur realen Kraft“, sagt zum Beispiel Rainer Trampert. Deshalb müsse eine grüne Partei Menschen vereinigen, die „radikale Ein-